



St. Lukas-Klinik

Sabines Geschichte auf der therapeutischen Wohngruppe

Helge_ Sabine, wie lange bist Du denn schon in der St. Lukas-Klinik?

Sabine_ Das weiss ich gar nicht. Ich bin hier schon auf einigen Wohngruppen gewesen und war auch schon zweimal auf der Akutstation, auf der Außenwohngruppe in Vogt und im Krankenhaus. Jetzt bin ich bei Dir. Aber eigentlich wäre ich gerne lieber bei Mama.

Helge_ Ja. Das ist völlig in Ordnung. Es ist immer dort schöner, wo man gerade nicht ist. Was genau ist denn schöner bei Mama?

Sabine_ Bei meiner Mama hab ich ein Zimmer mit meinem Lieblingsbett. Da kann ich schlafen und Fernsehen gucken und zu Hause sein.

Helge_ Aber warum hat es nicht geklappt bei Deiner Mama?

Sabine_ Weil ich ihr am Rockzipfel hänge. Und weil ich manchmal wütend werde. Ich bin schonmal abgehauen, weil ich so wütend war. Aber wenn ich hier einen Ausraster hab, sag' ich zwar, ich hau' ab. Aber ich hau' nicht ab. Ich geh nur raus und komm' dann wieder.

Helge_ Ja, das stimmt. Wenn Du spürst, dass die Wut kommt, nimmst Du Dich raus. Und wir wissen, dass Du zu uns zurückkommst. Das machst Du richtig gut. Gibt es denn etwas, das Dir hier gefällt?

Sabine_ Tanzen. Im Schlossgarten herumlaufen und Leute treffen. Fernsehen. 100 mal am Tag umziehen. Und es gibt Menschen, die ich mag.

Helge_ Wen magst Du denn?

Sabine_ Dich, Svenja, Sandra, Pascal, die ganze Lukas-Klinik fast.

Gespräch zwischen Sabine und
Wohngruppenleiter Helge Rozanowkse





**Andreas Nitzsche,
Therapieleiter**

„Als ich Sabine kennenlernte, war sie 22 und ich Mitarbeiter auf ihrer neuen Wohngruppe. Sie war eine junge Frau, kontaktfreudig, fröhlich, voller Emotionen und auf der großen Suche nach sich selbst – für sie eine sehr anstrengende Zeit. Immer wieder entstanden durch ihre eigene Unsicherheit Erregungsmomente, die zu Wut und manchmal sogar zu selbstverletzendem Verhalten führten. In der vorherigen Einrichtung kam es zu etlichen Konfliktsituationen; sie konnte dort nicht länger betreut werden. Sabine kam mit dem Selbstbild zu uns: „Ich bin die, mit der etwas nicht stimmt, die nicht normal und nicht in Ordnung ist.“

Unsere Aufgabe war es zunächst, sie von dem zu lösen, was sie über sich selbst dachte, und gemeinsam mit ihr zu schauen, wer sie eigentlich ist. Sie sollte sich selbst besser kennen und damit auch ihre Emotionen beherrschen lernen. Wir begannen mit gezielten Therapieeinheiten, in denen sie die Möglichkeit hatte, darüber zu berichten, was sie belastet, beschäftigt oder was ihr Freude bereitet. So näherten wir uns den Verhaltensauffälligkeiten. Wir bieten hausintern verschiedenste Gruppentherapien, zu denen Sabine bis heute noch gerne geht. Die sogenannte DBT-Gruppe (dialektisch-behaviorale Therapiegruppe) zum Beispiel trainiert soziale Kompetenz: Wie

rede ich mit anderen? Welchen Tonfall schlage ich dabei an? Wie erkenne ich meine Grenzen? Wie kann ich sie kommunizieren? Es gibt auch eine Gruppe, in welcher wir das Selbstempfinden trainieren. Da kommen unter anderem Knautschbälle zum Einsatz, die man drücken oder schmettern kann, um Emotionen rauszulassen. In solchen Gruppen trifft Sabine Gleichgesinnte und lernt, dass es Anderen wie ihr geht. Eine wichtige Erkenntnis.

Darüber hinaus ist „Tagesstruktur“ unser Hauptanliegen. Wir erstellen gemeinsam mit Sabine einen Tagesablauf, in dem sie sich gut zurechtfindet und Überforderungsmomente reduziert werden. In einigen Praktika stellte sich zum Beispiel heraus, dass sie sich zwar für hauswirtschaftliche Tätigkeiten begeistern kann, aber mit ihrem Durchhaltevermögen zu kämpfen hat. Deshalb ist sie nun in der internen Förderwerkstatt eingegliedert, wohin sie jeden Tag für ein bis zwei Stunden geht.

Ziel all dieser Maßnahmen ist eine Verbesserung des Lebensumfelds und ihrer emotionalen Beständigkeit. Dafür arbeiten wir alle – auch abteilungsübergreifend – Hand in Hand. Mittlerweile bin ich Therapieleiter und verbringe nicht mehr den Alltag auf der Wohngruppe. Meine Aufgabe besteht vielmehr darin, die Teams zu unterstützen und die Bewohnerinnen und Bewohner fachlich-therapeutisch zu begleiten. Sabine sehe ich mindestens zweimal die Woche. Wir treffen uns regelmäßig zur Einzeltherapie und gehen dann meist ein paar Schritte im Schlossgarten. Hier hat sie Gelegenheit, von sich zu erzählen. Es ist schön zu sehen, wie sie in den letzten Jahren immer mehr an Ausgeglichenheit und emotionaler Reife gewonnen hat.“



Sabine ist 38 Jahre alt.
Sie lebt seit 2008 im sozialtherapeutischen Wohnheim der St. Lukas-Klinik.



Helge Rozanowski,
Leiter auf der Wohngruppe Lukas 41/42

„Unsere Station ist eine sozialtherapeutische Wohngruppe, auf der zwölf erwachsene Menschen mit ganz unterschiedlichen Charakteren und Bedürfnissen zusammenleben – Sabine ist eine davon. Unsere Aufgabe ist es, Strukturen und Tagesabläufe zu schaffen, die in Richtung „Normalität“ weisen – was auch immer „Normalität“ überhaupt bedeutet. Die Gestaltung des Alltags ist dabei unheimlich wichtig. Feste Bezugspersonen und Abläufe geben Halt und Orientierung. Wir Mitarbeitenden sind da, bauen Beziehungen und Vertrauen auf, leisten Hilfe und leben unseren Bewohnerinnen und Bewohnern Werte und Normen vor.“

Für uns gilt, das Zusammenleben zu fördern und gleichsam alle so anzunehmen, wie sie sind. Wir möchten niemanden verändern. Veränderung kommt von innen. Was wir tun können: Die Strukturen so anpassen, dass jede und jeder Einzelne so sein darf, wie sie oder er ist.

Sabine hat hier ihr Zimmer mit einem unordentlichen, gut bestückten Schrank und zwanzig Paar Schuhen unter dem Bett. Sie liebt es, sich mehrmals am Tag umzuziehen. Sie ist eine emotionale Person, die im einen Moment fröhlich und lebenslustig, im anderen Moment unglücklich verliebt, eifersüchtig und wütend ist. In solchen Situationen kann sie ihre Gefühle nicht immer richtig einordnen und reagiert ungehalten. Manchmal tut sie anderen dabei weh. Manchmal sich selbst. Am Ende ärgert sie sich über sich selbst und empfindet Reue.

Da wir Mitarbeitenden seit vielen Jahren verlässlich für Sabine existieren, schaffen wir es heute, solche Situationen zu deeskalieren. Sie hat gelernt, sich für eine Weile selbst aus der konfliktbehafteten Umgebung herauszunehmen, indem sie die Station verlässt. Nach ein paar Minuten kommt sie beruhigt und gestärkt wieder zu uns zurück. Das zeigt uns, wie wichtig Vertrauen auf beiden Seiten ist. Es birgt hohes Entwicklungspotential. Wenn Sabine mich in so einer Situation in den Arm nimmt, anstatt mich zu schlagen, weiß ich, dass die Arbeit mit Menschen für mich nicht nur ein Beruf, sondern eine Berufung ist.“



Susanne Pawlowski,
Sozialarbeiterin in
der Förderwerkstatt

„Der erste Lebensbereich benennt das Primärumfeld jeder Person. Das Zuhause, die Familie – oder wie hier in der St. Lukas-Klinik – die Wohngruppe. Schule, Ausbildung oder Beruf werden als zweiter Lebensbereich verstanden. Hier trifft man auf andere Menschen, auf Kolleginnen und Kollegen, kann andere Rollen einnehmen und Fähigkeiten wie Fertigkeiten einbringen. Für die erwachsenen Bewohnerinnen und Bewohner unseres Heimbereichs gibt es verschiedene Möglichkeiten – sie können in ein Praktikum vermittelt werden, in einer der Werkstätten für Menschen mit Behinderungen arbeiten, oder – wenn das nicht möglich ist – in die hausinterne Förderwerkstatt gehen.“

Das Prinzip der Förderwerkstatt ist wie das eines Schul- oder Arbeitsplatzes. Wir bewirken Tages- und Sozialstruktur. Ziel ist die Teilhabe an einem möglichst normalen gesellschaftlichen Leben. Sabine kommt jeden Tag für mindestens eine Stunde in die Förderwerkstatt. Da ihre Zeit hier Arbeitscharakter hat, bekommt sie von uns Aufgaben, die sie erledigen soll – natürlich im Rahmen ihrer Fähigkeiten. Was Sabine beispielsweise gerne und gut macht, ist, Socken zu sortieren. Ein-

zelstücke, die in der Wäscherei aus der Sortiermaschine fallen, sichtet sie und verteilt sie auf die Stationen unseres Hauses. Hier hilft ihr ein gutes Namensgedächtnis und die Tatsache, dass sie die Menschen im Haus kennt und zuordnen kann. Diese Arbeit macht ihr Freude, sie wird gelobt und positiv bestärkt, was sich auf ihr Selbstwertgefühl auswirkt. Neben der „Arbeit“ wird hier in der Förderwerkstatt auch gespielt, getanzt, gebastelt, gewerkelt. Wir entscheiden je nach Tages- und Jahreszeit und orientieren uns an den übergeordneten Zielen, die wir gemeinsam mit den Therapieleitungen für jede Bewohnerin und jeden Bewohner definiert haben.

Die sozialen Kontakte sind die zweite Komponente, auf die wir unseren Fokus richten. Natürlich treffen sich hier die unterschiedlichsten Charaktere, und von Freundschaft bis Eifersucht findet sich alles. Das heißt für unsere Bewohnerinnen und Bewohner durchaus, auch über Grenzen gehen zu müssen, um Sozialkompetenz aufzubauen.

Ich kenne Sabine als freundliche, aufgeschlossene Person. Sie fühlt sich sehr jugendlich, liebt Musik und schätzt die Gesellschaft anderer (vor allem junger) Menschen. Durch die Reglementierungen in der Pandemie betreuen wir im Moment nur wenige Personen gleichzeitig, die außerdem auf den gleichen Wohngruppen leben. Diese Beschränkung bedauert Sabine sehr – sie genießt den Kontakt zu Menschen anderer Wohngruppen immer sehr – und die Förderwerkstatt war stets ein Treffpunkt, an dem etwas anderes passierte, als auf den Wohngruppen.“



„Wir fragen uns regelmäßig: „Inklusion – geht das mit unseren Bewohnerinnen und Bewohnern überhaupt?“ Für uns bedeutet Inklusion, dass diese Menschen in eine Gruppe integriert leben und Teil eines sozialen Gefüges sind. Viele unserer Bewohnerinnen und Bewohner kennen das Gefühl von Ausgrenzung. Wir ermöglichen auch den Schwierigsten, sich als Teil einer Gruppe zu erleben. Egal, wie verhaltensauffällig und besonders die Menschen sind, sie haben ihren Ort, werden gemocht, dürfen so sein, wie sie sind. Das hat bei uns einen hohen Stellenwert.“

Sabine Schampel, Leiterin des sozialtherapeutischen Heims



Sabine Schampel,
Leiterin des sozial-
therapeutischen Heims

„Sabine ist ein gutes Beispiel, um über Inklusion und die Grenzen davon zu sprechen. Die St. Lukas-Klinik am Standort Liebenau ist eine typische Komplexeinrichtung. Im Bemühen um Dezentralisierung haben wir einige Außenwohngruppen für Menschen etabliert, die langfristig intensiven Unterstützungsbedarf haben. So auch in der Gemeinde Vogt. Der Förderbereich als „zweiter Lebensbereich“ ist dort in das Wohnhaus integriert. In einer großen Küche mit eigenem Koch können sich Bewohnerinnen und Bewohner bei der täglichen Zubereitung der Mahlzeiten einbringen. Neben niederschweligen Beschäftigungen liegt ein weiterer Schwerpunkt auf der Umsetzung handwerklicher und künstlerischer Projekte. Einkaufsläden und die Bücherei sind in Fußnähe. Als wir die Wohngruppe 2019 bezogen, war Sabine eine der Bewohnerinnen, von der wir annahmen, sie könnte besonders von diesem Außenstandort profitieren. Sie ist selbständig, geht alleine einkaufen und tritt gern in Kontakt mit anderen Menschen. Das gemeindeintegrierte Wohnen, welches mehr Normalität zulässt, betrachteten wir als nächsten Entwicklungsschritt.

Die Realität zeigte, dass sie sich dort nicht wohl fühlte. Die zentralen, tagesstrukturierenden Angebote – Kochen und Kreativität – hatten keine ausreichende Attraktivität für sie. Mehr noch wurde

aber deutlich, dass sie zwar sehr gerne in Kontakt ist, diesen aber, gerade mit fremden Menschen, nicht gut aktiv gestalten kann. Viele der anderen Bewohnerinnen und Bewohner im Wohnheim sind physisch weniger fit als sie. So kamen ihre Stärken – Selbständigkeit im Alltag und Kontaktfreude – nicht zum Tragen. In der neuen Gruppenkonstellation gestaltete sich für sie kein ihren Bedürfnissen entsprechendes Sozialleben. Ihre Unzufriedenheit brachte sie deutlich zum Ausdruck. Neben klaren Äußerungen machten Impulsdurchbrüche und Fremdaggression klar, dass für sie diese Wohnform nicht passend war.

Ein Vorteil unseres Heimes ist, dass wir auf solche Fälle individuell reagieren können. Als am Standort in Liebenau ein Wohnplatz frei wurde, konnte Sabine dorthin zurückziehen. Hier hat sie, unterm Strich, mehr Teilhabe als in Vogt. Sie fährt zum Einkaufen mit dem Bus in die nächste Kleinstadt – einen Weg, den sie schon häufig allein bewältigt hat. Auf dem Gelände trifft sie viele bekannte Gesichter und führt so im geschützten, überschaubaren, aber gleichzeitig belebten Stiftungsgelände ein vielfältigeres Sozialleben als vorher. Nach eigener Aussage fühlt sie sich dort deutlich wohler, als im gemeindezentrierten Wohnen.

Außenstehende machen sich häufig nicht klar, welche Menschen bei uns leben und welche Facetten das Thema „Behinderung“ mit sich bringt. Auch wir fragen uns regelmäßig: „Inklusion – geht das mit unseren Bewohnerinnen und Bewohnern überhaupt?“ Für uns bedeutet Inklusion, dass diese Menschen in eine Gruppe integriert leben und Teil eines sozialen Gefüges sind. Viele unserer Bewohnerinnen und Bewohner kennen das Gefühl von Ausgrenzung. Wir ermöglichen auch den Schwierigsten, sich als Teil einer Gruppe zu erleben. Egal, wie verhaltensauffällig und besonders die Menschen sind, sie haben ihren Ort, werden gemocht, dürfen so sein, wie sie sind. Das hat bei uns einen hohen Stellenwert.“



Svenja Gohl,
Heilerziehungspflegerin
auf der Wohngruppe
Lukas 41/42

„Die Sabine und ich kennen uns seit vielen Jahren. Als Heilerziehungspflegerin begleite ich sie in ihrem Wohngruppenalltag. Ich bin außerdem ihre „Bezugsperson“ – und das nicht nur auf der Vertrauensebene, sondern auch auf der Faktischen. Als solche fungiere ich als Bindeglied zwischen unserer Gruppe und Sabines gesetzlicher Betreuerin, also ihrer Mutter. Bei mir bündeln sich alle Informationen und ich bin Ansprechpartnerin für den Therapieleiter, den ich darin unterstütze, mit externen Trägern zu kommunizieren.

Sabine ist eine liebe, harmoniebedürftige Frau. Und recht stimmungsflexibel. Im einen Moment ist sie bestens gelaunt, im nächsten ist ihr etwas zu viel.

Ihre Reaktionen sind dann teils recht heftig – gegen sich selbst und gegen andere. Im Laufe der letzten Jahre hat sich dieses Verhalten massiv verbessert. Anfangs wurde sie von uns sehr engmaschig betreut. Sie wurde überallhin begleitet, ihr wurde ein transparenter, sehr strikter und immer gleicher Rahmen gestellt, um ihr das Ankommen zu erleichtern. Stück für Stück konnte sie diesen Rahmen lockern. Konkrete „Sanktionen“ haben sie mit der Zeit davon abgehalten, sich selbst und andere zu verletzen. Mittlerweile hat sie eine Strategie an der Hand, ihre eigenen Emotionen zu deeskalieren und ist insgesamt viel selbständiger geworden.

Eines ihrer liebsten Hobbys ist Shoppen. Sabine bekommt € 10,- Taschengeld pro Woche und einmal im Monat noch etwas Kleidergeld. Freitags fährt sie allein mit dem Bus in die nächste Kleinstadt, um sich etwas Neues zum Anziehen zu kaufen. Doch mit € 10,- will das gut geplant sein. Meistens sitzen wir donnerstags am Computer, durchstöbern die Onlinekataloge der Discounter und überlegen gemeinsam, worin sie ihr Geld investieren könnte. Manchmal gehe ich auch mit ihr einkaufen. Das sind gemeinsame Erlebnisse, über die sie sich ehrlich freut. Und ich mich ebenso.“



© April 2022

St. Lukas-Klinik

Liebenau Kliniken gemeinnützige GmbH und

Liebenau Therapeutische Einrichtungen gemeinnützige GmbH

Siggenweilerstraße 11 · 88074 Meckenbeuren

www.stiftung-liebenau.de/gesundheit